

1-interationale Verwertbarkeit von Studienergebnissen/wissenschaftlichen Erkenntnissen

1-internationale Zusammenarbeit

4-rudimentäre Englischkenntnisse aus eigener Schulzeit/zu wenig Korrespondenz mit intern. Kollegen

5-wissenschaftlicher Anspruch (?) muss man sich mehr Mühe geben und einfach mehr für sein englisch tun als dt. Wissenschaftler?

2-Fachliteratur in fast allen Disziplinen in Englisch

4-passive und aktive Sprachkompetenz

5-"Genügsamkeit" und Hochmut der dt. Wissenschaftler (englisch ist eine einfache Sprache/"ich kann doch gut englisch")

4-Unterschied in Kompetenz wenn mit Muttersprachler (engl.) oder in "eigener" Sprachumgebung?

3-Einsehbarkeit/Transparenz der Ergebnisse und Vorgänge in der Deutschen Forschungsgemeinschaft für andere Wissenschaftler (Vorbild, Vorlage, Kontrollinstanz)

1-Globalisierung/Europäisierung

2-Drang/Wunsch seine Ergebnisse einer möglichst breiten Masse zugänglich zu machen

Prof. Dr. von und zu Hochmut und Selbstüberschätzung

Der Wunsch eines jeden Wissenschaftlers, so würde man denken, ist es doch erstens eine relevante Entdeckung (oder ein relevantes Forschungsergebnis) zu machen und diese möglichst vielen Menschen zugänglich zu machen. Wer wissenschaftlich arbeiten möchte, in weiterem Sinne, die Welt verändern, verbessern. In der heutigen Zeit haben Wissenschaftler, dank Technologien wie dem Internet die Möglichkeit ihre Ergebnisse (und auch offenen Fragen) vielen Menschen gleichzeitig zugänglich zu machen. Nun sprechen aber leider nicht alle Menschen, ob Fachwelt oder interessierter "Laie" die jeweilige Muttersprache des betreffenden Wissenschaftlers. Aus diesem Grund ist, aus welchen historischen Gründen auch immer, die Sprache der akademischen und wissenschaftlichen Welt Englisch. Ergebnisse und Thesen, die in englischer Sprache verfasst und veröffentlicht sind, können nahezu auf der ganzen Welt gelesen und diskutiert werden. Eventuell findet sich gar ein Kollege, der an einem ähnlichen Projekt arbeitet oder dazu schon veröffentlicht hat und der Austausch dieser beiden bringt die Projekte der einzelnen wesentlich voran. All dies hört sich zunächst nach einem Idealfall an. Immer wieder wird jedoch, wie in dem Text "Prof. Unbeholfen" von Wolf Scheniders angezweifelt, ob die Benutzung der englischen Sprache, auch in rein muttersprachlich deutschen Kontexten, nicht eher hinderlich ist. Die Beobachtungen von Wolf Schneider und der zitierten Beobachter mögen stimmen, ob aber die Debatte in diesem Text in die richtige Richtung geht, ist strittig.

Das jeder Wissenschaftler auch persönliches Interesse an der Veröffentlichung seiner Ergebnisse hat, mag sein, aber allein für Ruhm und Bekanntheit wäre der Weg über eine wissenschaftliche Karriere wohl ein bisschen weit. Deshalb mag es manchen geneigten Beobachter erstaunen, dass gerade bei wissenschaftlichen Zusammentreffen großer Wert auf Selbstinszenierung gelegt wird und der ein oder andere Teilnehmer eventuell gar mit ein bisschen zuviel Selbstsicherheit auftritt. Englischen Vorträgen von deutschen Wissenschaftlern zu folgen kann eine ganz schöne Qual für das anglophile Ohr sein, denn dort wird mit einem hohen Maß an Selbstsicherheit in größtenteils schlechtem, manchmal auch falschem Englisch über Themen geredet, die interessant sein könnten, hätte sich der Vortragende (den Eindruck gewinnt man jedenfalls hier und da) etwas mehr Gedanken über die sprachliche Ausarbeitung gemacht. Fachterminologien, Kernstück eines wissenschaftlichen Vortrags werden entweder nicht übersetzt oder können in englischer Sprache vom Vortragenden nicht ausgesprochen werden, ganze Absätze monoton abgelesen oder Nachfragen erst nach mehrmaligem Umformulieren verstanden. Es scheint fast, dass deutsche Wissenschaftler der Meinung sind, ihr Englisch reiche vollkommen aus, um wissenschaftliche Unterhaltungen darin zu

führen, obwohl doch ihre eigene Erfahrung sie eines besseren belehren müsste. Statt der Auseinandersetzung mit dem Hochmut einiger dt. Wissenschaftler, wird eine Debatte über Sinn und Unsinn des Englischen als Wissenschaftssprache und deren Einsatz, geführt.

Warum diese Herangehensweise den falschen Blockpunkt einnimmt, wird im folgenden begründet.

Das Englische, auf den ersten Blick eine einfach zu erlernende Sprache mit schlichter Struktur, wird auf nahezu der ganzen Welt als Wissenschaftssprache benutzt und die meiste Fachliteratur fast jeder (philologien übergreifenden) Disziplin sind in ihr verfasst. Nun, wer sich etwas länger mit der englischen Sprache auseinandersetzt, wird feststellen, dass sie, wie jede andere Sprache auch, ihre Feinheiten und Fallstricke besitzt und nicht immer so eindeutig ist, wie man das gerne hätte. Natürlich fühlt sich jeder Mensch von Natur aus in der eigenen Muttersprache sicherer, aber das sollten keinen Wissenschaftler davon abhalten, nicht nur sein eigenes Fachgebiet als Pflichtkompetenz seines Standes zu sehen. Wer wissenschaftlich relevant arbeiten will, muss die englische Sprache nicht nur in ihren Grundzügen beherrschen, sondern auch sicher wissenschaftlich schreiben, reden und verstehen können. Es sollte zu der persönlichen Pflicht eines Wissenschaftlers gehören, sein Werkzeug zu kennen und dazu gehört nun einmal auch die Wissenschaftssprache- das Englische.

Wolf Schneiders hat recht, wenn er Szenarien, wie das in seinem Text beschriebene für bizarr hält, aber die Lösung sollte eine selbstkritische Auseinandersetzung der deutschen Wissenschaftswelt mit ihren Kompetenzen in der englischen Sprache sein und ein ehrliches Auswerten dieses Prozesses. Danach muss man anfangen den deutschen Wissenschaftlern von Anfang an (universitäre Ausbildung) die englische Sprache und ihre Bedeutung in der Wissenschaftswelt deutlich zu machen und aktiv daran zu arbeiten, dass jeder deutsche Wissenschaftler der Zukunft sein Handwerk (und die englische Sprache ist eines davon), nicht nur in Grundzügen, sondern so gut wie möglich beherrscht.o